

EINLEITUNG



WER dieses Buch aufschlägt, möge sich einen Augenblick klarmachen, was es bedeutet, wenn man vom Wesen einer Stadt Rechenschaft geben will im starren Bilde.

Gewiß, die Gebäude, die Straßen, die Plätze, das kann man erfassen in wirkungsvollen Abbildern, aber ist es nicht eine seltsame Gedankenlosigkeit, zu glauben, daß man mit diesem Katalog von „Sehenswürdigkeiten“ das Wesen einer Stadt erfaßt?

Das sind bestenfalls Kulissen einiger Hauptszenen, wo aber bleibt das Stück, das in dieser Szenerie gespielt wird?

Kann man es dadurch verdeutlichen, daß man neben dem baulichen Hintergrund dem Treiben der Menschen Bilder ablauscht? Sicherlich führt dies Bestreben schon eine Stufe höher. Aber die Gefahr, daß es doch nicht das lebendige Stück ist, was man damit erfaßt, sondern nur lebende Bilder als Surrogat des eigentlichen Geschehens, ist schwer zu vermeiden.

In mancher Hinsicht ist es vielleicht leichter, vom Wesen einer Stadt Rechenschaft zu geben, in der man nicht lebt, sondern die man nur kennt als wißbegieriger Fremder. Es ist leichter, weil man noch weiß, woran das eigene Erleben ihres Wesens gebunden war, während man bei der eigenen Stadt die Phasen dieses Erlebens kaum noch unterscheiden kann.

Wenn man sich an bestimmten Beispielen vergegenwärtigt, wodurch sich eine fremde Stadt einem mitgeteilt hat, wird man finden, daß das um so lebhafter geschehen ist, je mehr die Bilder, die man von ihr sah, Assoziationen erweckten. Paris ist in dieser Hinsicht vielleicht die glücklichste aller Städte. Schon ganz triviale Bilder können das Wesen dieser Stadt lebendig machen.

Man kann die Unterschrift „Parc Monceau“ nicht lesen, ohne das Bild mit Szenen zu bevölkern, die von Musset bis André Gide reichen; im Jardin du Luxembourg kannten wir die frühstückenden Midinettes eher, als seine Statuen; im Bois sind wir unzählige Male in elegantem Wagen spazierengefahren und an einer verschwiegenen Ecke ausgestiegen; die Markthallen sind uns durch Zola lebendig; die geheimnisvollen Bauten der Cité sind bevölkert durch Balzac'sche Gestalten; die Ufer der Seine wimmeln von Maupassantschen Ausflüglern und am Pont de Neuf haben wir mancher verzweifelten Szene beigewohnt. So könnte man lange fortfahren. Das Bild von Paris haben uns seine Dichter geschaffen; die Bildner hatten leichtes Spiel, sie brauchten nur ein Blatt aus dem großen Album seiner Szenerien herauszugreifen, gleich war es die beziehungsreiche Illustration lebensvoller Zusammenhänge.

In dieser glücklichen Lage ist Hamburg nicht. Nur selten hat ein Dichter versucht, seine Straßen und Räume zu beleben. Was Gorch Fock am kleinen Finkenwärder getan hat, hat noch niemand dem Hamburger Hafen oder den lockenden Elbhöhen zu tun vermocht. Einige schöne Gedichte von Dehmel, Liliencron und Claudius schweben über der Stadt. Frenssens Versuche sind versickert, auf Hans Leip hoffen wir. Noch hilft nicht der Dichter demjenigen, der Hamburg schildern will, noch ist es nicht bevölkert von Gestalten der Phantasie, die wir alle kennen und die seine Umgebung tönen machen. Es muß sich selber Wege suchen, die von starrer Schau zu innerer Lebendigkeit führen.

Aber welche Wege hat das Bild, um ohne phantasiebelebende Assoziation ganz aus sich selbst heraus das Wesen einer Stadt zu schildern?

Ich habe schon gesagt, daß man auf die „Sehenswürdigkeiten“ nicht rechnen darf. Nicht daß sie überflüssig wären, aber sie kommen von selbst zu ihrem Rechte und ihre Reihung lenkt ab von der Aufgabe, die es zu lösen gilt: der Anleitung zum Schauen dessen, was sich nicht sofort erkennen läßt.

Denn das ist die Aufgabe. Das Bild muß den Beschauer reizen, tiefer zu blicken, als das flüchtige Streifen des Auges es mit sich bringt.

Es gibt zwei Wege. Der eine führt ins Große. Er sucht die einzelnen Eindrücke, die uns umgeben, gleichsam zu sammeln. Er zeigt ihr Gefüge. Das

Luftbild hat uns die Möglichkeit gegeben, das zu tun. Wer eine Stadt von oben her betrachtet, kann sich plötzlich mit ihr unterhalten. Auch ohne Kommentar offenbart sie ihm die Grundzüge ihres historischen Werdens. Sie erzählt vom Kampf der Generationen mit der umgebenden Natur, von Zwang, von Sieg und von noch ungelösten Konflikten. Dann zeigt sie ihm die Quellen ihres wirtschaftlichen Lebens. Und wenn man dies erfaßt hat, sieht man mit schnellen Blicken die soziologische Struktur ihres Seins.

Dies alles, was sonst nur aus Abhandlungen hervorgeht, teilt sie nicht mit im trockenen Ton eines wissenschaftlichen Kommentars, sondern in der lebenswürdigen Form reizvoller Bilder. Nicht nur das Ganze, auch das Einzelne wird zum Wunderwerk. Die Menschenschöpfung wird plötzlich der Naturschöpfung viel verwandter, als wir das empfinden können, wenn wir in ihrem Innern streifen. Es ist, als ob nicht der Zufallswille einzelner, sondern unveränderbare innere Kräfte sich ausgewirkt hätten im Sinne ihrer organischen Bestimmung.

Das ist die eine Art, dem Wesen einer Stadt näherzukommen. Ich möchte sagen eine entpersönlichte Art.

Und ihr steht nun ein zweiter Weg gegenüber von äußerster Gegensätzlichkeit. Ein Weg, der sich nicht zum Ziel setzt, aus dem Großen das Kleine, sondern aus dem Kleinen das Große zu verstehen, – ein Weg, der nicht ausgeht vom entpersönlichten Betrachten, sondern aus allerpersönlichem Betrachten heraus charakterisieren will. Sprechen bei der ersten Form des Schilderns ganze Generationen und Menschengruppen, so spricht hier der einzelne Mensch unserer Zeit.

Diesen Weg hat das vorliegende Buch vorzugsweise eingeschlagen.

Es will Hamburg charakterisieren durch Eindrücke, die seinem innersten Wesen abgelauscht sind. Es sind Ausschnitte, die den Reiz des Improvisierten haben, aber ihre Bedeutung liegt darin, daß sie in Wahrheit nicht zufällig, sondern wesentlich sind.

Unter der Maske des optischen Reizes vermitteln sie uns die Ahnung tieferer Bedeutungen. Was hier angestrebt ist, kann man den Versuch nennen, aus einer Stadt Einzeleindrücke so zu erfassen, daß sie symbolhaft werden.

Das ist eine Zielsetzung des Lichtbildners, die seinem Tun eine neue Wen-

dung gibt: Mit dem Reiz des optischen Eindruckes, den er durch die *geschmackvolle* Wahl seines Ausschnittes erreicht, verbindet sich der Reiz eines geistigen Eindruckes, den er durch die *bedeutsame* Wahl seines Ausschnittes hervorruft.

Um das zu können, bedarf es eines schöpferischen Blickes. Etwas von der Kunst jener literarischen Schilderer einer Stadt muß, umgegossen in andere Form, in demjenigen schlummern, der eine Stadt in dieser symbolhaften Weise im Bilde zu charakterisieren versteht.

Daß ein solches tieferes Charakterisieren möglich ist, hat das Schaffen von Renger-Patzsch bewiesen. Vor seinen besten Arbeiten möchte man in Variierung des bekannten Dürerwortes sagen, daß die Seele einer Stadt in ihren Objekten liegt – „wer sie heraus kann reißen, der hat sie“.

Die Sache ist also höchst einfach. Fragt sich nur das eine: „Wer sie heraus kann reißen“.

Derjenige, der dieses Buch aufschlägt, möge es betrachten als den Versuch solchen Herausreißen.

Fritz Schumacher